



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Die deutschen Kolonisten an der Wolga und die russische Regierung :
(Schluß)

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

sondern nach dem Umfang und Gehalt der Thatfachen und Kausalverknüpfungen zu beurteilen ist, die sie an der Hand ihrer Zahlen in sicherer und berechtigter Schlußfolgerung ans Licht zu stellen vermögen. Jahrzehntlang hat jenes Centralbureau des Zollvereins eine Masse von Zahlen veröffentlicht, von denen außer den Beamten der Zollverwaltung kaum jemand einen praktischen Gebrauch zu machen vermochte. Noch heute beschränken sich viele auswärtige Staaten darauf, nur dicke Bände von Ziffern zu addiren, die selbst für den Fachmann unbenutzbar in den Schränken vermodern. Es ist nur ein Zufall, ob ein Privatgelehrter sich findet, der den stummen Zahlen den Mund zu öffnen vermag und die dazu erforderliche grenzenlose Arbeit nicht scheut, aber selbst wenn er es thut, wird er sich im Nachteil gegen die amtlichen Statistiker befinden, die die Fragen gestellt und das Urmaterial zu ihrer Verfügung haben, und die mitten in der Sache, im Gebrauch aller Hilfsmittel stehen.“

Wir haben seit Jahr und Tag und auch in allerneuester Zeit wiederholt auf den Mißbrauch der amtlich veröffentlichten Zahlen in Privatarbeiten gelehrter und ungelehrter Politiker aufmerksam gemacht und auf den Segen der wissenschaftlichen Erschließung des Zahlenwerks durch die amtliche Statistik hingewiesen. Möchte nur das Reich, und in erster Linie der neue Staatssekretär im Reichsamt des Innern der Rümelinischen Warnung für die Zukunft eingedenk sein und unsre Reichsstatistik schützen vor Bureaukratismus und Affessorismus und der damit verbundenen Gefahr der Subalternisirung an Haupt und Gliedern.

β



Die deutschen Kolonisten an der Wolga und die russische Regierung

(Schluß)



Als die deutschen Kolonien an der Wolga gegründet wurden, war das ganze unermessliche Gebiet am linken Ufer der Wolga fast noch ganz Weideland der nomadisirenden Kirgisen. Schon früher waren wiederholt Versuche gemacht worden, dort Dörfer und Städte zu gründen, die von den Kirgisen aber regelmäßig zerstört wurden, sodaß man solche Ansiedlungen schließlich nur noch am rechten Wolgaufer, der Bergseite, versuchte, obgleich die Terrainverhältnisse hier weit ungünstiger waren. So war es auch mit Scharatow, gegenwärtig der größten Stadt an der Wolga, der Fall. Die erste Anlage der Stadt war am linken Wolga-

ufer, dem heutigen Gouvernement Samara, gemacht worden, aber infolge der fortwährenden Überfälle durch die Kirgisen sah sich die Bevölkerung gezwungen, an das rechte Ufer überzusiedeln. Am linken Ufer, dem jetzigen Saratow gegenüber, blieb nur die Kosakenstaniza Pokrowsk (deutsch Kosakenstadt) bestehen, zu deren Schutz noch eine Reihe von Dörfern mit kleinrussischen Kosaken, Nachkommen, etwas weiter östlich in der Steppe angelegt worden war. Zu beiden Seiten dieser Kosakenansiedlungen, die gegenwärtig ziemlich in der Mitte der deutschen Kolonien liegen, wurden diese längs dem Fluß in einer ziemlich dichten Reihe angelegt. Das geschah einesteils, damit sich die Kolonisten bei etwaigen Überfällen der Kirgisen leichter gegenseitig Hilfe leisten konnten, andernteils, um ihnen die Vorteile der Nähe des großen Flusses zu verschaffen. Nur einige der ersten oder Stammkolonien wurden an dem aus der Steppe kommenden Nebenflusse, dem großen Karaman weiter östlich von der Wolga, angelegt, aber diese haben von den Raubzügen der Kirgisen in den ersten Jahrzehnten auch schwer zu leiden gehabt. Das nötige Feld wurde den einzelnen Kolonien in die Steppe hinein in einem geschlossenen Komplex zugemessen; in welchem Maße das geschehen ist, ergibt sich daraus, daß die Stammkolonien Areale von 20—50 000 Desjatinen,^{*)} also eine Fläche haben, die manches kleine deutsche Fürstentum an Umfang übertrifft. Dazu kam die außerordentliche Fruchtbarkeit des Bodens. Nach den eignen Angaben alter Kolonisten wurden auf solchem Urboden, selbst bei der oberflächlichsten Bearbeitung, eine Reihe von Jahren das Bierzig- bis Fünzigfache der Ausfaat erzielt. Die Folge dieser Fruchtbarkeit, dazu die scheinbar unendliche Ausdehnung neuen Ackers, den die Steppe weiter nach dem Osten zu bot, war eine erstaunliche Vermehrung der Kolonisten und sodann, daß sie sich so gut wie ausschließlich mit dem Anbau von Weizen (daneben in beschränktem Maße auch mit dem Anpflanzen von Tabak) und mit Handel beschäftigten, denn von einigen Ölmühlen abgesehen hat keine eigentliche Industrie auf dieser Seite des Flusses Boden gewinnen können. Die Menschen hatten hier eben nicht nötig, zu Handwerken und andern Beschäftigungen zu greifen, die gleichmäßige oder fortwährende Anstrengungen verlangen, da der Boden ein Jahrhundert lang bei geringer Anstrengung Brot und Existenzmittel im Überfluß gab. Die Folgen treten uns auf jedem Schritt entgegen.

Anderes hat sich die Lage der Dinge in den Kolonien gestaltet, die am rechten Ufer der Wolga, der Bergseite, in dem jetzigen Gouvernement Saratow angelegt wurden. Solange der Boden die Raubwirtschaft erlaubte, beschränkte sich die Masse auch hier auf Weizenbau und Handel; erst später, als es mit diesen allein nicht mehr gehen wollte, griff man in einzelnen Kolonien zu Handwerken und Gewerben, hauptsächlich zur Weberei, später zum Bau von landwirtschaftlichen Maschinen, zur Fabrikation von Tabakspfeifen usw. Aber

^{*)} 5000 Desjatinen sind eine deutsche Quadratmeile.

mit Ausnahme der Müllerei hat es kein einziges zu wirklich hervorragender Bedeutung gebracht, wenn auch die Weberei bedeutende Summen einbrachte. Das einzige Produkt von Belang, sowohl der deutschen Kolonien wie überhaupt der ganzen Gegend, war und ist der Sommerweizen, der namentlich im südlichen Teil der Wiesenseite, also am östlichen Wolgaufer, von ausgezeichneter Beschaffenheit ist. Andre Getreidearten, wie Roggen usw., wurden am linken Wolgaufer früher so gut wie gar nicht angebaut, wogegen das auf der Bergseite schon länger geschah. Erst seit etwa dreißig Jahren, und auch nur infolge des Befehls der Regierung, die den Folgen des ausschließlichen Weizenanbaues zu steuern suchte, hat man sich auch in den Gebiete der Wiesenseite zum Anbau dieser Getreideart bequemt, die aber dem Weizen gegenüber immer noch nur als Nebensache behandelt wird. Zu diesem Unterschiede trug neben der Verschiedenheit des Klimas, das auf der tiefliegenden Wiesenseite heißer und trockner als auf der hochliegenden Bergseite ist, auch die Verschiedenheit des Bodens bei. Auf der Wiesenseite, die ohne Zweifel ein ausgetrockneter Meeresboden ist, eignet er sich entschieden mehr zum Weizen- als zum Roggenbau, wogegen der Roggen auf dem übrigens ebenso vorzüglichem Boden der Bergseite sichrer und besser gedeiht als der dort sonst so bevorzugte Sommerweizen.

Zu diesen natürlichen, dem schnellen Emporkommen einer thätigen und energischen Bevölkerung äußerst günstigen Verhältnissen kamen nun noch andre Vorteile. Den Ansiedlern wurde nicht nur Land im Übermaße zugeteilt, sondern es wurden ihnen auch Häuser, Kirchen und Schulen gebaut, Vieh und Ackergeräte nebst den nötigen Sämereien angeschafft, und dazu hatten sie Steuerfreiheit auf eine Reihe von Jahren und Befreiung vom Militärdienst auf ein Jahrhundert, alles Dinge, die schwer ins Gewicht fallen und als außerordentlich wertvolle Privilegien bezeichnet werden müssen. Wenn trotz alledem der Gang der Dinge anders war, als erwartet werden konnte, so lohnt es wohl der Mühe, einmal nach den tiefer liegenden Ursachen dieser merkwürdigen Erscheinung zu fragen.

Alles sah gut aus, solange sich die materielle Lage der Kolonien zu heben schien. Während dieser Zeit, d. h. solange die natürliche Bodenkraft reichte, entstanden neue schöne Kirchen und Schulen; neue Wohnungen wurden in Menge gebaut, in denen Komfort und Luxus herrschte, und das alles schien für den Nichteingeweihten ein Zeichen steigenden Wohlstandes zu sein. Es war von dem geregelten Ackerbau, dem wachsenden Reichtum und blühenden Zustande dieser Kolonien in der russischen Presse die Rede, die auf den bestehenden Gemeindebesitz zurückzuführen seien, und doch wußte jeder, der mit den Zuständen bekannt war, daß der rücksichtsloseste Raubbau getrieben wurde, und daß es gerade infolge des kommunistischen Gemeindebesitzes früher oder später zu einer gefährlichen Krisis und schließlich zu einer Katastrophe kommen mußte.

Regelmäßiger Ackerbau, nach westeuropäischen Begriffen, ist diesen Kolonisten von jeher fremd gewesen und fremd geblieben. Bei ihrer Auswanderung war die Landwirtschaft auch in Deutschland noch auf einer sehr niedrigen Stufe, und dann machte die außerordentliche Fruchtbarkeit der ihnen überwiesenen endlosen Flächen eine Wirtschaftsweise mit Viehhaltung und Düngung vollkommen überflüssig. Dieser Boden hatte thatsächlich eine Fruchtbarkeit, die den Kolonisten erlaubte, auf ein und derselben Stelle dieselbe Getreideart eine lange Reihe von Jahren anzuzüchten, bevor eine Abnahme des Ertrags bemerkbar wurde. Gesah das endlich, so ließ man die bisher benutzte Fläche einfach liegen und wandte sich den daneben liegenden Flächen noch unberührten Urbodens zu, bis auch diese erschöpft waren, worauf man dann wieder weiterging. An diese Art Wirtschaftsbetrieb, die sich in nichts von dem Jahrhunderte alten Raubsystem der südrussischen Bauern unterschied, hatte sich die Masse der Wolgakolonisten schon nach kurzer Zeit so gewöhnt, daß sie von einer andern Wirtschaftsweise schlechterdings nichts mehr wissen wollten. Die gewohnte Zuteilung neuer Ackeranteile bei Vermehrung der in einer Familie vorhandenen männlichen Köpfe, die Gewißheit, unter allen Umständen im Besitz der nötigsten Existenzmittel zu bleiben und nötigenfalls Zeit seines ganzen Lebens auf Kosten der Gemeinde zu schmökern, ermöglichten es dem Hausen in gesetzlicher Weise ein reines Vudleben zu führen, und das glauben die Auswandrere jetzt in Sibirien wieder zu finden.

Was dem Hausen die früher so bequemen Landzuteilungen besonders wertvoll machte, war der schon erwähnte Umstand, daß ohne die Genehmigung des Oberhauptes oder des Wirts eine Wirtschaft überhaupt nicht geteilt werden konnte. Diese Bestimmung ermöglichte den Herren Vätern mit vierzig Jahren oder noch früher den Rentier zu spielen und sich zur Ruhe zu setzen, wenn sie nur das Glück hatten, recht viel Sungen zu haben. Um möglichst sichere und dabei unbezahlte Arbeitskräfte zu schaffen, wurden deshalb die Herren Söhne schon mit achtzehn Jahren zum Heiraten gewissermaßen gezwungen, wobei sie aber in der Regel mit ihrem Nachwuchs im väterlichen Hause blieben, sodaß in einem derartigen Hause — sehr oft in ein und demselben Zimmer — vier bis fünf, ja noch mehr Ehepaare mit einem Hausen von Kindern zusammen wohnten, der nach Duzenden zählte. Die heranwachsenden Kinder wurden dann dazu angehalten, die empfangnen Landanteile in der gewohnten Weise zu bearbeiten und den Herren Vätern das Leben möglichst leicht zu machen. Bei Lichte betrachtet, war diese Einrichtung weniger eine Versorgung der Kinder als der Herren Väter.

Jeder wollte natürlich „Wirt“ werden, um sich ein möglichst bequemes Leben zu verschaffen. Hätte nicht die Bestimmung bestanden, daß Wirtschaften nicht willkürlich geteilt werden dürften, so hätten sich die Söhne meist sofort nach ihrer Verheiratung und nach dem Empfang ihres Landanteils von den

Vätern getrennt, um solange als möglich — genau wie die Väter — die Landanteile und die Arbeitskraft ihrer Kinder zum eignen Vorteil auszunutzen, worauf dasselbe dann von diesen wieder nach Möglichkeit fortgesetzt worden wäre. Die ganze sittliche und Naturordnung war rein auf den Kopf gestellt, und der Haufe lebte im Vertrauen auf den ewigen Bestand dieser Dinge im vollsten Sinne des Wortes in den Tag hinein.

Es gab nun freilich Leute, die klar erkannten, daß diese Zustände die Gesamtheit der Kolonisten zu Grunde richten müßten. Zwei Parteien standen sich schon von allem Anfang an schroff gegenüber. Auf der einen Seite standen die, die dem möglichst zu steuern suchten, auf der andern Seite war aber die Masse der Kolonisten, die sich jeder Änderung der bestehenden Ordnung hartnäckig widersetzte. An der Spitze der ersten Partei, die anfangs nur aus wenigen Köpfen bestand und infolge dessen vollkommen machtlos war, standen die Geistlichen, deren Verdienst es für alle Zeiten bleiben wird, daß es nicht zum äußersten gekommen ist. Fast durchweg aus Gebieten stammend, wo streng geordnete Zustände herrschten — aus Deutschland, den Ostseeprovinzen, Finnland, den deutschen Kolonien Rußlands mit unteilbarem Hofbesitz usw. —, erkannten sie sofort, was unbedingt eintreten mußte, wenn man die Dinge noch ferner so weitergehen ließ. Mit Wort und Schrift, in der Kirche wie in der Schule, haben sich diese Männer seit langen Jahren die größte Mühe gegeben, der zunehmenden Verwüstung der zugeteilten Felder und Wälder und der Verwilderung der Sitten zu steuern, aber ihre Anstrengungen waren bis vor kurzem so gut wie erfolglos, wenigstens war es ihnen nicht möglich, größeres Unheil zu verhüten.

Schon vor dreißig bis vierzig Jahren ist von den Geistlichen erkannt worden, daß der schwerste Schaden die fortwährenden rein willkürlichen und fast jedes Jahr vorgenommenen Teilungen des Gemeindebesitzes waren. Ganz nach der Laune des Hausens wurde ohne Achtung der Rechte, die z. B. durch Verbesserungen, wie Aufspflügen der Felder im Herbst, und ähnliches erworben waren, das eben erst umgeteilte Feld aus nichtigen Gründen wieder umgeteilt; häufig in der Hoffnung, daß man bei der Verlosung der Parzellen, vielleicht die verbesserten Stellen erhalten und hierdurch mühelos zu einem Vorteil kommen könnte. Man scheute nicht offenen Rechtsbruch. Wenn sich jemand hatte verleiten lassen, Obstgärten auf Gemeindeländ anzuzeigen, so nahm man sie trotz aller vorherigen Abmachungen mit der sauberen Motivierung gewaltsam weg: „Die han nun lange genug Äpfel geessen, jetzt wollen wir auch ämol welche han.“

Daß unter solchen Verhältnissen jede Verbesserung auf Grund und Boden, wo der Haufe überhaupt etwas zu sagen hatte, rein zur Unmöglichkeit wurde, versteht sich von selbst, und deshalb gaben sich auch die Geistlichen in Verbindung mit dem einsichtigen und thätigen Teil der Kolonisten schon längst

alle Mühe, wenigstens die Umteilungen unmöglich zu machen und den Gemeindebesitz wenigstens in nicht weiter teilbare Parzellen überzuführen. Alle derartigen Absichten scheiterten aber so lange an dem Widerstande der Massen, als diese überhaupt etwas zu sagen hatten, und das war bis vor etwa dreißig Jahren der Fall. Welche Verluste hierdurch der Gesamtheit zugefügt wurden, darüber nur das Folgende.

Nach der Aufhebung der Leibeigenschaft, mit der die Kolonisten allerdings unmittelbar nichts zu thun hatten, ging das Streben der Regierung dahin, sowohl die russischen Bauern wie die Kolonisten zu Eigentümern des bisher nur benutzten Landes zu machen. Sie schlug den Kolonisten vor, das den Kolonien zugemessene Land zu dem Preise von 8, sage acht Rubeln Kredit für die Desjatine — den preussischen Morgen also zu weniger als zwei Rubeln — erb- und eigentümlich zu erwerben. Trotz der so außerordentlich günstigen Bedingungen und trotz alles Zuredens sowohl der Geistlichen wie des einsichtigen Teils der Kolonisten lehnte die Masse den Vorschlag der Regierung mit der Begründung ab: „Wir brauchen Neuland (Urboden), aber nicht schon ausgeraubtes Land, das uns nichts nützen kann. Können wir kein Neuland erhalten, so bleibt uns nichts übrig, als auszuwandern.“ Das war anfang der sechziger Jahre; wie viele schon damals nach dem Kaukasus, namentlich dem Kuban, nach Brasilien usw. ausgewandert sind, weiß noch jeder Wolgakolonist. Damals begann auch das Jammern und Klagen über „die unerforschlichen Zahlungen,“ den Mangel an Land, obgleich mehr als die Hälfte des zugeteilten Landes vollkommen unbearbeitet lag, das Verwüsten der letzten Waldanpflanzungen, das Umpflügen aller, auch selbst steiler Abhänge an Schluchten und Flüssen, nur um frisches Land zu haben, das hierdurch herbeigeführte Versanden und die Verschüttung der Thäler und Flußbetten mit Geröll und Steinen, und schließlich das Verpachten und Versetzen der letzten noch nicht ausgemergelten Stellen an Kapitalisten, nur um auf einige Wochen Geld zu erhalten, überhaupt die Zeit rapiden Verfalls und steigender Armut, die während der Jahre 1891 und 1892 in der allgemeinen Hungersnot den höchsten Grad erreichte.

Was Mißernten in den Gebieten der untern Wolga zu bedeuten haben, weiß jeder, der mit den dortigen Verhältnissen bekannt ist, gut genug; die Gesamtlage der Kolonien hätte aber in jenem Jahre nicht eine so grauenhafte Gestalt annehmen können, wenn den Mißernten nicht eine dreißig Jahre dauernde Mißwirtschaft vorausgegangen wäre. Nur durch sie war es soweit gekommen, daß fast alle Kolonien, verschuldet bis über die Ohren, ohne alle Hilfsmittel dastanden und nur durch Hilfe von außen vor einer fürchterlichen Katastrophe — dem Verhungern von vielen Tausenden — bewahrt werden konnten. Mißernten waren auch früher schon vorgekommen, aber solange die Masse unter der Kontrolle der Oberbehörde in Ssaradow stand, wurden derartige

Jahre leicht überwunden und im ganzen auch wenig empfunden. Damals wurde noch dafür gesorgt, daß der untere Hause nicht die Oberhand bekam; mit dem Verschwinden jener Behörde und der Selbstverwaltung aber waren die zuverlässigen Leute, auf denen von jeher überhaupt die Existenz und das Vorwärtstommen der Kolonien beruht hatte, vollständig auf die Seite geschoben und jeder Willkür des Hausens preisgegeben.

Gerade nach den Erfahrungen, die man mit dem kommunistischen Gemeindebesitz in den deutschen Wolgakolonien gemacht hat, würde das fürchterlichste Unglück, das die Menschheit treffen könnte, die Verwirklichung der wahnsinnigen Ideen der Sozialdemokratie sein.

Keine andre Verirrung des menschlichen Geistes käme wohl der Verblendung gleich, die in der Annahme liegt, daß man der Masse nur das Nötige zu geben brauche, sorglos zu leben, um alle Verbrechen, alles Böse aus der Welt zu schaffen. Hat es der Masse der Wolgakolonisten etwa an irgend etwas gefehlt, was es ihnen wie so vielen andern, die heute reich und angesehen sind, möglich gemacht hätte, emporzukommen, wenn sie nur thätig und sparsam hätten sein wollen? Alle ohne Ausnahme wurden sie bei der Zuteilung der Existenzmittel vollkommen gleich behandelt; wer trägt also die Schuld daran, daß ihre Mehrheit immer weiter zurückgekommen ist und ihr Heil nur noch im Auswandern sieht? Hat sie irgend jemand daran gehindert, dieselben Wege wie die Kolonisten zu gehen, die entschlossen auf ihr eignes Risiko lebten und wirtschafteten und es dann auch zum sehr großen Teil zu bedeutendem Reichtum und hohem Ansehen brachten und neben den Geistlichen die alleinigen Erhalter der Kolonien gewesen sind? Daß hier schon vor Jahrzehnten alles aus Hand und Band gegangen wäre, und Tausende trotz der zugeteilten riesigen Landflächen hätten verhungern müssen, wenn nicht dieser wirklich solide Teil gewesen wäre, weiß alle Welt; aber trotz der fürchterlichsten Erfahrungen ist doch erst ein geringer Teil der Masse zu der Erkenntnis gekommen, daß andre Wege als die bisherigen eingeschlagen werden müssen, wenn nicht schließlich alle untergehen sollen.

Das gefährlichste bei kommunistischem Gemeindebesitz und solidarischer Haftbarkeit in einer vollkommen freien Bevölkerung mit Selbstverwaltung, wo der Hause das Regiment ausschließlich in den Händen hält, ist von jeher die bodenlose Korruption gewesen, die alle Kreise ergreift, und daß es gewissenlose Beamte giebt, die, anstatt den Thätigen und Sparsamen zu schützen, jedes Recht mit Füßen treten und aus Bequemlichkeit oder aus andern Gründen gemeinschaftliche Sache mit dem verlotterten Haufen machen. Es ist freilich bequemer, das Nötige bei denen in der Gemeinde zu nehmen, wo etwas zum Nehmen vorhanden ist, als sich mit der Menge der thatfächlichen Schuldner herumzuzürgern. Ein solches Verfahren muß aber schließlich die ganze Gemeinde zu Lumpengefindel machen, das sich zu seiner Erhaltung auf andre

und den Staat verläßt. Ist es nicht ganz natürlich, wenn die zu Gunsten des Haufens Bergewaltigten schließlich erklärten: Man bringt uns mit Gewalt dahin, jedes ernste Streben ferner entweder ganz zu unterlassen oder auszuwandern und auf Stellen zu gehen, wo wir nicht fortwährend für Faulenzer arbeiten müssen, die im Sommer im Schatten und im Winter auf dem Ofen liegen? Die Mehrzahl der russischen Beamten hat allerdings Gewissen und Gerechtigkeitsgefühl genug, sich solche Gewaltstreiche nicht zu schulden kommen zu lassen, aber es giebt mehr als genug, die bei dem Bestreben, sich bei ihren Vorgesetzten und dem großen Haufen lieb Kind zu machen und zu zeigen, wie glatt sich alle Geschäfte in ihrem Bezirke abwickeln lassen, welche Ordnung und Pünktlichkeit darin herrscht, dem Volke und der Autorität des Staats mehr Schaden als Nutzen bringen.

Der bekannteste Vorwurf, den die Sozialdemokratie der heutigen Gesellschaftsordnung macht, besteht bekanntlich darin, daß der Kapitalismus auf Kosten der Arbeit der untern Klassen bestehe und vorwärtskomme. Es fällt uns nicht ein, zu leugnen, daß Ausschreitungen vorkommen, aber es fragt sich, wer es am gründlichsten versteht, auf fremde Kosten zu leben, der Kapitalismus oder die heruntergekommene Masse, wenn sie ihren bequemen Instinkten frei folgen kann, und wo diese widerliche Erscheinung am auffälligsten zu Tage tritt.

Beim Kapitalismus besteht doch immer noch eine Gegenleistung, Zahlung von Löhnen, wenn von fremder Arbeitskraft und fremdem Eigentum Gebrauch gemacht wird; man sehe sich aber einmal die Handlungsweise des verbummelten Haufens an, wenn dieser die Möglichkeit hat, sich auf Kosten der übrigen in der Gemeinde Vorteile zu machen. So beschränkt dieser Haufe ist, wenn es sich darum handelt, Mittel und Wege zu finden, auf ehrliche und thätige Weise vorwärtszukommen, so raffiniert ist er, wenn es gilt, sich auf Kosten der „Reichen“ oder der „Gemeinde“ usw. Mittel zum Schnaps oder zu ähnlichen Dingen zu verschaffen. Dem Gutsbesitzer die Felder abzuweiden oder die Wälder auszuhauen, um mit dem gestohlenen Holze nötigenfalls ganz offen Handel zu treiben, verstehen die russischen Bauern ebenso gut, wie das Gutsvieh absichtlich auf ihre Felder zu treiben, um sich dann durch das Pfänden Geld zu machen, und hundert andre Kniffe. Und ebenso erfahren ist darin die heruntergekommene Masse der Kolonisten.

Wer die Sache nicht aus Erfahrung kennt, ist nicht imstande, sich eine Vorstellung davon zu machen, welche Verwirrung der Begriffe in Bezug auf Mein und Dein ein längeres Leben im kommunistischen Gemeindebesitz in den Köpfen der Masse erzeugt. Anderwärts weiß der letzte Bauer, daß Gemeindegut, Kirchenvermögen usw. etwas andres sind als Privateigentum oder sein eignes geringes Vermögen, aber es ist keine Möglichkeit, diese Begriffe der regierenden Masse in Dörfern mit kommunistischer Agrarverfassung klar zu machen. Dort hat der verkommenste Lump, der noch nie einen Kopfen zum

Gemeinde- oder Kirchenvermögen usw. beigesteuert hat, doch die Überzeugung, daß alles, was in der Gemeinde vorhanden ist, Gemeinde- oder Kirchengelder, Gebäude, Felder, Wälder usw. auch sein persönliches Eigentum sei, über das er, unter Umständen in Verbindung mit einem hinreichenden Haufen Gleichgesinnter, ohne weiteres verfügen könne. Und der Haufe hat auch von dem Recht, über das Gemeindevermögen ganz nach Belieben zu verfügen, solange ungenirt Gebrauch gemacht, als ihm die bestehenden Gesetze die Möglichkeit verschafften. Er verkaufte und vertrank, ohne sich nur um die Proteste der andern zu kümmern, ebenso die Getreidebestände im Gemeindemagazin, die für Notstandsjahre als eisernes Kapital dienen sollten, wie das Saatgetreide; es wurden Schulden auf Gemeinderrechnung gemacht, daß noch Generationen zu zahlen haben werden, wenn sie die Folgen der leichtsinnigen Wirtschaft ihrer Väter beseitigen wollen.

Als in den Jahren 1891 und 1892 während der Notstandszeit die Masse die gesammelten Gaben nicht in die Hand erhielt, und Maßregeln getroffen wurden, jeden Mißbrauch des Haufens mit den eingegangnen Gaben zu verhindern, machte er natürlich den größten Lärm. Seine Anmaßung ging soweit, daß die Leute den Mitgliedern der Notstandskomitees, durch die überhaupt erst Unterstützung herbeigeschafft worden waren, das Recht bestritten, Bestimmungen über die Verwendung der Gaben zu treffen oder sie nach den Bestimmungen der Geber zu verwenden. Es wurde frech behauptet, daß niemand ein Recht hätte, mit „ihrem“ Gelde zu wirtschaften, daß sie schon selber wüßten, was sie damit zu machen hätten. Da sich Gemeindevorstände weigerten, die Forderung des herrschenden Haufens zu erfüllen, das noch vorhandne Gemeindeeigentum zu verkaufen und das Geld auf die Zahl der Köpfe zu verteilen, das — wie immer — in wenig Tagen vertrunken worden wäre, kam es zu offenem Aufstande, der durch Militär niedergeschlagen werden mußte.

Bei den russischen Bauern wurde, solange die Leibeigenschaft dauerte, noch einigermaßen Ordnung gehalten, da es nötigenfalls Hiebe setzte, wenn das Volk durchaus nicht arbeiten wollte; seitdem aber derartiges nicht mehr zu befürchten war, wurde die Zahl derer, die das Betteln bequemer fanden als das Arbeiten, mit jedem Jahre größer. Und ebenso war es bei den Wolgakolonisten. In früherer Zeit galt das Betteln unter ihnen immer noch als eine Schande; seit der Verleihung der Selbstverwaltung aber gab es immer mehr Leute, die das Betteln als ein ebenso ehrfames Handwerk wie jedes andre betrachteten. Man nimmt ja nur, was die andern freiwillig geben, und das der Gemeinde zugeteilte Land trägt natürlich genug, um den Faulenzler mit den Seinen durchzubringen. Auf Besserung ist nicht zu rechnen, ehe den Leuten zum Bewußtsein gebracht worden ist, daß Faulheit und Liederlichkeit nicht weiter darauf zu rechnen haben, auf Rechnung anderer erhalten und durchgefüttert zu werden. Aber es wird noch lange Zeit vergehen, ehe das erreicht

ist. Es ist eben außerordentlich schwer, Ansichten und Gewohnheiten auszu-rotten, die seit Jahrhunderten fest Wurzel geschlagen haben: Fleiß und Thätigkeit werden eben in Rußland nicht so wie im westlichen Europa geachtet. Wer „arbeitete,“ war verachtet, und deshalb wurde die Arbeiterklasse nicht nach ihren Eigenschaften, sondern einfach nach ihrer Zahl geschätzt. Man verlangte von den einzelnen Köpfen die gleichen Leistungen und Zahlungen und gab deshalb auch an Grund und Boden usw. jedem genau dasselbe, ohne dabei nach den sittlichen und sonstigen Eigenschaften der Empfänger zu fragen. Einfach und bequem war die Sache allerdings, aber man darf sich nicht wundern, daß der Haufe auch jetzt noch, wo er vollständig frei ist, Thätigkeit und Sparsamkeit verachtet, denselben Anspruch auf Besitz und Leben wie der Tüchtigste und Sparsamste erhebt.

Nur der lieberliche Haufe hat von den Schenkungen und Gaben der Kaiser wirklichen Nutzen gehabt. Die von Alexander II. und Alexander III. erlassenen Steuerrückstände sind fast ausschließlich ihm zu gute gekommen. Er bezahlte in dem Vertrauen, daß man ihm die Steuerrückstände eines schönen Tages erlassen würde, einfach weder Schulden noch Steuern, war also, als sie wirklich gestrichen wurden, gerade so weit wie die, die ihren Verpflichtungen jedes Jahr pünktlich nachgekommen waren. Alexander II. hatte den leibeignen Bauern die Freiheit gegeben und ihnen zugleich etwa 25000 deutsche Quadratmeilen oder etwa 500 Millionen preußische Morgen Land zumessen lassen. Das genügte aber weder den Bauern, noch deren Freunden, die am liebsten den Adel und die Gutshesitzer ganz aus der Welt geschafft hätten. Die Treibereien zu Gunsten der Bauern begannen, um die Regierung zu nötigen, mit allem, was nicht Bauer hieß, aufzuräumen. Als das aber damals nicht geschah, rechneten die Leute darauf, daß ihnen Alexander III. bei seiner Krönung den Gefallen thun würde. Aber der Kaiser hielt am 21. Mai 1883 den Bauerndelegirten seine bekannte Rede, die in allen Kirchen verlesen wurde und alle Hoffnungen der Bauern und ihrer Freunde zerstörte. Es war also wieder nichts. Man tröstete sich damit, daß man sagte: „Wir müssen warten, bis der Thronfolger (der jetzige Kaiser) zur Regierung kommt; der liebt den Adel nicht und giebt uns das noch übrige Land ganz bestimmt.“

Aber auch Nikolaus II. wurde gekrönt, ohne daß den Bauern das noch übrige Gutsländ geschenkt worden wäre. Man vertröstete sich nun bis zur nächsten „Revision“ (Völkzählung), wo die Zuteilung von weiterm Lande, der Vermehrung der männlichen Köpfe entsprechend, dann ohne Frage wie in frühern Zeiten erfolgen müßte. Die Völkzählung ist aber vorübergegangen, ohne die erwünschten Geschenke zu bringen, und jetzt fragt man sich wieder: Wann werden wir denn eigentlich das noch übrige Land erhalten? Die Vernünftigen haben sich nun allerdings schon lange gesagt, daß aus den Wünschen

der Bauern niemals etwas werden könne, aber wie die Bauern im allgemeinen, so spekulirten doch auch die Wolgakolonisten fortwährend auf weitere Zuteilung von „Neuland,“ das man in der früher so lange gewohnten Weise unter Umständen für das zehnfache des Preises an Spekulanten verpachten konnte, den man der Krone als Auskaufssumme zu zahlen hatte, und nach den Enttäuschungen, die sowohl die Krönung des jetzigen Kaisers wie die Revision gebracht hatten, hielten sie es für zweckmäßig, nicht länger zu warten, sondern ihr Heil in Sibirien zu suchen, wo es immer noch Neuland und keine Regierungsbeamten giebt, die in nicht ganz feiner Weise Steuern und Abgaben verlangen.

Es ist unberechenbar, welche Verluste dem russischen Staat und Volke seit sechsenddreißig Jahren durch diese fortwährende Spekulation auf kaiserliche Gnadengeschenke erwachsen sind. Wie ein Bleigewicht und zehnmal schlimmer als alle Folgen der Leibeigenschaft lasteten die Wirkungen der fortwährenden Verhehungen der angeblichen Bauernfreunde mit ihrem ewigen Refrain: Den Bauern muß auf Kosten des Adels und des Staates geholfen werden! auf der russischen Volkswirtschaft. Nicht allein daß der Adel hierdurch an den Rand des Untergangs geführt wurde, auch mit den Bauern stand es nicht besser, als Alexander III. den Thron bestieg, und das unvergängliche Verdienst dieses Kaisers wird es bleiben, seinem Lande wieder notdürftig geordnete wirtschaftliche und soziale Zustände gegeben und das Reich vor einer Katastrophe bewahrt zu haben. Der verstorbne Kaiser hat sich um Rußland ein Verdienst erworben, wie keiner seiner Vorgänger. Jeder muß das anerkennen, der Gelegenheit gehabt hat, die Entwicklung der Dinge unter Alexander II. und Alexander III. mit anzusehen. Am Ende der Regierung Alexanders II. waren die Zustände auf dem flachen Lande ein reines Chaos, wo keiner wußte, was die nächste Zukunft bringen würde; am Ende der Regierungszeit seines Sohnes herrschten wieder Ruhe und Sicherheit überall, wenn auch noch Generationen unter den materiellen und sittlichen Schäden, die die Jahre der Selbstverwaltung der Bauern dem ganzen Volksleben gebracht haben, werden leiden müssen.

In einer Beziehung sind aber diese Jahre doch von Nutzen gewesen. Man sieht nun ein, was aus einer Bevölkerung wird, wenn deren ganzes wirtschaftliches und sittliches Leben der Willkür und den rohen Instinkten des großen Hauses preisgegeben ist; man wird es nicht noch einmal auf einen Versuch ankommen lassen. Viele Tausende, die früher noch im Zweifel darüber waren, ob nicht der kommunistische Gemeindebesitz doch vielleicht auch seine guten Seiten habe, sind durch die Erfahrungen von allen „liberalen“ Anwendungen kurirt, und die Regierung wird ihre Absicht, die Angelegenheiten der Bauern so zu ordnen, wie es deren eigne, wie die Interessen des Staates verlangen, mit der Zustimmung der ungeheuern Mehrheit des Volkes verwirklichen können.

Den schlagendsten Beweis aber für die Schädlichkeit des kommunistischen

Gemeindebesitzes liefert die Lage in den deutschen Kolonien, die eine andre Agrarverfassung erhielten. Während auf den Feldern der Wolgakolonien nichts als Ruin und Verwüstung zu finden ist, wird sich jeder über den Zustand und die Beschaffenheit der Felder, namentlich der Kolonisten im Norden freuen, die zu derselben Zeit mit den Wolgakolonisten eingewandert sind, aber das Hossystem mit fest zugeteiltem Grundbesitz angenommen haben. Aus Wald und Sumpf haben sich diese Kolonisten mit schwerer Arbeit Felder und Wiesen geschaffen, die überall — auch in Deutschland — als mustergiltig gelten können; das allein zeigt schon, wie die sittlichen Zustände in diesen Kolonien beschaffen sind. Welcher Unterschied ist zwischen diesen Kolonien und denen an der Wolga, namentlich weiter draußen in der Steppe! Was aber auch in der Steppe geleistet werden kann, haben die Kolonisten in Südrußland, in den Gebieten des Schwarzen und des Asowschen Meeres bewiesen. Das Herz lacht jedem im Leibe, wenn er zum erstenmal die wunderbar schönen Kolonien, namentlich an der Wolotschna im nördlichen Teil des taurischen Gouvernements und die im Gouvernement Seltaterinowflaw usw. besucht. Dörfer wie diese, die, man kann sagen, wie aus dem Ei geschält sind, wo alles Ordnung und Wohlstand verrät, hat in gleicher Schönheit nicht einmal der Westen Europas aufzuweisen. Darnach besuche man einmal die Steppenkolonien an der Wolga, wo Tausende in wahren Erdlöchern ohne Fenster und Thüren hausen. Wie diese Hütten beschaffen sind, zeigt schon die Thatsache, daß das Stück davon gerichtlich zu 2 bis 3 Rubeln Kredit, also 5 bis 7 Mark taxirt werden. Und entsprechend ist das Leben der Bewohner. Eine wirkliche Vorstellung davon, wie weit die Menschen schließlich heruntersinken, wenn ihnen die „Sorge um die Zukunft“ genommen wird, hat aber nur, wer das fürchterliche Elend im Winter 1891 bis 1892, wo Hunger und alle nur denkbaren Krankheiten gerade in diesen Löchern in der entsetzlichsten Weise hausten, mit eignen Augen gesehen hat. Wie viele aber haben es damals wirklich gesehen? Selbst die Mehrzahl von denen, deren Verpflichtung es gewesen wäre, sich von dem Stande der Dinge zu überzeugen, nahm sich in Acht, die Stätten des furchtbaren Elends zu betreten, und es konnte ruhig gesagt und geschrieben werden, es sei ja gar nicht so schlimm. Durch dieses beliebte Bertuschen und Beschönigen der allergefährlichsten Übel ist es aber erst zu den Zuständen der Jahre 1891 und 1892 gekommen, und mit solchem Bertuschen wird auch für die Zukunft nichts gebessert, sondern die Lage immer gefährlicher werden. Daß nach den günstigen Ernten der letzten Jahre die Masse das nötige Brot hat, ist ja erfreulich; ist damit aber auch die Gewähr gegeben, daß das Volk durch die Erfahrungen der Hungerjahre wirklich klüger und besser besorgt für die Zukunft geworden ist, und daß sich nicht dasselbe wiederholen wird, was 1891 und 1892 und schon früher geschah? Die Vermutung liegt nahe, daß die nächste Nothstandszeit noch schlimmer als alle bisherigen werden wird.

Noch ist die Lage nicht verzweifelt. Der wirklich solide und dabei auch gut gestellte Teil der Wolgakolonisten, der ausnahmslos aus Leuten besteht, die sich unabhängig vom großen Haufen zu machen verstanden haben, zählt immer noch nach vielen Tausenden; man muß ihn nur vor den Angriffen und der Bergewaltigung der verklumpten Masse schützen, dann werden die gewohnten Dummheiten der Masse schon verhindert werden. Aber gerade darin hat es bisher gefehlt.

Daß es keine angenehme Beschäftigung ist, sich mit dem verlotterten Haufen herumzuplagen, soll keineswegs bestritten werden; aber es ist doch klar, daß es nur dann besser werden kann, wenn dem Haufen zum Bewußtsein gebracht worden ist, daß er in wiederkehrenden Notstandszeiten nicht wieder auf Unterstützungen rechnen darf, die ihm ein Notstandsjahr angenehmer macht als ein mit günstiger Ernte. Wenn er darauf rechnen kann, daß ihm die Zahlungen und Abgaben auf Kosten des soliden Teiles der Gemeinden gestundet und schließlich ganz erlassen werden, und daß ihm in Zeiten der Not das zum Leben unbedingt Nötige unentgeltlich geliefert wird, ohne daß man einen Finger dafür zu rühren braucht, weshalb soll er sich dann überhaupt Sorge wegen der Zukunft machen und das gewohnte Leben zu ändern?

Erst wenn die letzten Reste der kommunistischen Mißwirtschaft beseitigt sind, wird allen Gefahren vorgebeugt sein. Wäre die Mißwirtschaft nicht gewesen, so würde die Lage der Wolgakolonien ohne Frage in jeder Beziehung günstig sein, aber dank der russischen Agrarverfassung ist es eben anders gekommen. So sehr das nun zu bedauern ist, so hat es doch wenigstens ein Gutes gebracht. Hätten die Wolgakolonisten die Gemeinde- und Agrarverfassung der übrigen deutschen Kolonisten im Reiche angenommen, so würde ihre Entwicklung auch der andern Kolonien entsprochen haben, es hätte dann an einem zuverlässigen Beispiel für die Beantwortung der russischen Bauernfrage gefehlt; es hätte einfach geheißen: „Hier ist eben nichts zu ändern, aus Russen lassen sich keine Deutschen machen, und umgekehrt.“ Jetzt ist aber der Beweis geliefert, daß es bei einer kommunistischen Gemeinde- und Agrarverfassung, wie sie den russischen Bauern gegeben worden ist, mit einer auf höherer Kulturstufe stehenden Bevölkerung weit schneller abwärts geht, als mit der in der Kultur zurückgebliebenen. Bei dieser sind die Bedürfnisse und Ansprüche an das Leben weit geringer, und infolge dessen ist der Zeretzungsprozeß des Ganzen auch weit langsamer, als auf Stellen mit höherer Kultur. Hier erhebt selbst der verkommenste Lump genau denselben Anspruch auf Leben und Genuß wie der Höherstehende und Günstiggestellte, nur weil er einer bestimmten Nation und Klasse angehört. Ein klassisches Beispiel liefert dafür die Klasse der sogenannten „Zaun- oder Schattenrutscher“ unter den Wolgakolonisten, wie sie von den übrigen genannt werden. Obgleich sie so weit heruntergekommen sind, daß sie samt ihrem Nachwuchs einfach ins Zwangs-

arbeitshaus gehörten, sagen sie sich hochmütig: „Du bist ja ein deutscher Mann und also etwas ganz besonderes!“ Keine Spur mehr von den Eigenschaften eines braven deutschen Bauern, aber auf die Forderung, zu arbeiten, wird ein solcher Mensch hochfahrend erwidern: „Das is kaane Arbeit for a deitschen Mann.“ Und so ist es in allem übrigen. Der russische Bauer ist mit Schwarz- oder Roggenbrot und einem Schluck seines Fusels zufrieden, der verkommene Wolgakolonist will „Kuchche“ — Weizenbrot — und guten Schnaps haben, und ebenso verlangt „Madame,“ wenn sich die Sache irgendwie machen läßt, ihr „Schälchen Koffee“ so gut wie alle andern im Orte, denn — „Wir sein doch nett schlechter wie de annern,“ aber arbeiten wie alle andern wollen sie nicht.

Die eigentümliche Entwicklung der Dinge in den Wolgakolonien hat nach alledem nicht nur für die russische Regierung, sondern auch für die übrige Welt großes Interesse. Die regierende Masse hat so lange bequem und möglichst gut gelebt, als Mittel dazu vorhanden waren, und jetzt weiß sie sich nicht mehr anders zu helfen, als daß sie wieder einmal auswandern will. Bei den riesigen Landmassen, die den Wolgakolonisten schon zur Verfügung stehen, ist aber kein wirklicher Grund zum Auswandern vorhanden, wenn man nur Kopf und Glieder gebrauchen will. Die Zeiten sind vorüber, wo es immer nur „Neuland“ gab — und damit ist aber auch das Latein der Leute zu Ende, die sonst jedem, der sie auf das Bedenkliche ihrer Wirtschaftsweise aufmerksam machte, hochmütig erwiderten: „Was versteht ihr von unsrer Sache!“ Andre haben sich schließlich um ihre Angelegenheiten kümmern müssen, als ihnen das Wasser bis an den Hals reichte, und dasselbe würde sich auch nach längerer und kürzer Zeit wiederholen. Es ist ja sehr begreiflich, daß der Masse die jetzigen Zeiten nicht gefallen, und daß sie noch immer von den „goldigen“ Tagen und Jahren der Überfülle von Neuland und hohen Getreidepreisen träumt; aber diese Zeiten sind eben gewesen, und die russische Regierung wird sich hüten, ihren Untertanen noch ferner die Mittel zur Fortsetzung eines Schlendrians zu liefern, der die Menschen nicht reicher und klüger, sondern nur ärmer und beschränkter macht. Die größte Wohlthat, die sie dem Volke erweisen kann, besteht darin, daß sie es durch Gesetze zwingt, mehr an die eigne und der Kinder Zukunft zu denken, als es bisher geschehen ist.

